

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 55.

Posen, den 7. März 1929.

3. Jahrg.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstr. 5.

Das kalte Nest.

Originalroman von Lisa Barthel-Winkler.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Aber die Stimme der Mutter drang nicht mehr bis auf den Grund seines Herzens. Die Sorge um Hedwig wuchs von Minute zu Minute. Frau Else fühlte es. Und weil sie, was sie gewonnen hatte bei ihm, nicht wieder verlieren mochte, erhob sie sich und lächelte ihn wehmütig an.

„Ach, ich bin doch eine alte Frau, Hanns Herbert. Die Aufregung schadet mir! Ich bin todmüde! — Gute Nacht, mein Sohn!“

Bestürzt sah er sie an.

„Du willst schlafen gehen? Und Hedwig —“

„Mein müder Körper verlangt nach Ruhe. Deine Frau wird schon heimfinden — ihr tut es nichts, wenn sie sich auch einmal eine Nacht um die Ohren schlägt!“

„Eine Nacht —?“

Kühl und fern, verschlossen wie zuvor, ließen ihre Augen prüfend über ihn hin.

„Bei Hedwig ist alles möglich — das weiß ich nicht erst seit heut!“

Wie im Kreislauf trugen Hedwig ihre Schritte. Am Nachmittag fand sie sich, wie am Vormittag, vor der Wohnung ihrer Eltern; der Regen goß wie in der Frühe, der Wind pfiß, die Menschen hasteten gleichgültig und mürrisch an ihr vorbei . . .

Lange sah Hedwig hinaus. Was zog sie hierher? Welche Hoffnung nach Trost und Ruhe trieb sie?

Trost und Ruhe? . . . War es nicht viel mehr? War es nicht ein Schrei nach Rettung?

Eine Flucht war es gewesen, die sie forttrieb, an der Frau vorüber, die seine Mutter war. Kaltes Grauen sah ihr im Nacken . . . ein Frost hatte ihr Glück, ihre Liebe angehaucht . . .

Nur ihn nicht verlieren — ich kann ihn nicht verlieren! flehte ihr Herz. Und sie wußte: an der Seite seiner Mutter verliere ich ihn!

Eine Flucht war es — ohne Ueberlegung — ohne Ziel — ohne Trost. Nur die Angst hegte sie hinaus in die schmutzigen Straßen, nur die Angst trieb sie blindlings vor die Tür ihrer Eltern.

Dann und wann hatte sie die Eltern bei kurzen Besuchen in diesen Monaten gesehen, und sie waren ihr nicht anders als sonst, eher noch ferner, noch fremder. Aber vielleicht — wenn sie in Sorge und Not kam? Vielleicht, wenn sie um ihre Liebe bettelte . . . ?

Endlich löste sich ihr Schritt von dem feuchten Pflaster; sie schauerte vor Kälte.

Schwer stieg sie die Treppen hinauf, stand vor der Wohnungstür, zögerte lange. Endlich klingelte sie.

Die Mutter öffnete.

„Hedwig!“

„Mutter!“

Frau Marta Mayland glänzte über das ganze runde Gesicht.

„Na, das ist aber eine Ueberraschung! Und bei diesem elenden Wetter! Den Tod kann man sich holen! Komm schnell herein! — Vater! Ferdi! Hedwig ist da!“

Sie freute sich. Sie umarmte ihre Tochter stürmisch. Der Vater tätschelte ihre Hand; Ferdi schlich um seine große Schwester herum.

„Wo ist dein Mann?“ quäkte er.

Müde, lächelnd, ließ Hedwig sich die Liebesungen gefallen.

„Komm, Mädels! Wir haben heut geheizt; es wird ja schon abscheulich kalt. — Setz dich in die Sofaecke!“ drängte die Mutter.

Ferdi räkelte sich auf der Schwelle.

„Hast mir was mitgebracht?“

„Nein,“ sagte Hedwig, „ich hab's vergessen. Ich —“ sie war plötzlich heiser, sah rundum von einem zum andern in die freundlichen, willkommenheißenden Gesichter — „ich bin gekommen — ich wollte —“

Frau Marta glühte vor Neugier.

„Na?“

Hedwig haschte wie eine Ertrinkende nach ihrem Arm.

„Mutter — darf ich wieder bei euch bleiben?“

Wortlos prallten sie zurück, alle drei, Vater, Mutter und Bruder.

„Was . . . was meinst du damit?“ stotterte der Vater.

„Habt ihr euch gezannt?“

Frau Marta zog einen Stuhl heran.

„Hast ihn wohl geärgert?“ rief Ferdi weise. „Na, so'ne Geschichte!“

Hedwig kämpfte mit den Tränen.

„Fragt mich nicht. Ich bitte euch. Heut kann ich es noch nicht sagen. Morgen — später. — Nur wissen möcht ich es — kann ich bei euch bleiben?“

„Was denn — ein paar Tage?“

„Ich . . . weiß nicht! Mein Gott, ich weiß es nicht!“ Letzte, unendlich gequält kam es über die blassen Lippen.

„Aber du hast doch einen so braven Mann, und eine so vornehme, gütige Schwiegermutter! Es ist sicherlich nur ein Mißverständnis!“

Fassungslos tätschelte die Mutter Hedwigs Hände. Ferdi trug andere Sorgen auf dem Herzen.

„Du, daß du es nur weißt: in deinem Zimmer wohne ich aber jetzt. Da kannst du nicht rein!“

Hedwig zuckte zusammen.

„Ferdi!“ bat sie.

Er fuhr in seinen blonden Schopf.

„Ne. Das ist mein Zimmer!“

Die Hände in den Taschen, pfeifend, schob er ab und knallte die Tür hinter sich zu. Nicht einmal mitgebracht hatte ihm die reiche Schwester etwas! Und nun wollte sie ihn noch aus seinem Reich verdrängen? — Ausgeschlossen! Für ihn war der Fall erledigt. Er setzte sich an seinen Schmöcker und ließ Schwester Schwester sein.

Herr und Frau Mayland blickten sich ratlos an.

„Wenn du doch nur reden wolltest!“ klagte Frau Marta. „Du warst immer schon so empfindlich. Dir durfte man nie ein Wörtchen sagen, dann warst du gleich gekränkt. Schon als Kind! Gerade wie dein Vater. Der ist auch so.“

Der alte Mayland wiegte sich ungeduldig hin und her..

„Hedwig ist eben feinführend. Du mußt nicht fragen!“

„Ach, Unsinn! Wenn sie bei uns wohnen will, dann muß sie uns auch sagen, was los ist!“

Hedwig preßte die Hände zusammen.

„Mutter!“ jammerte sie auf. „Ich kann nicht! Nein, ich kann nicht!“

Frau Mayland schob die Unterlippe vor und stemmte die Hände in die Seite.

„Ja, wenn du kein Vertrauen zu uns hast, können wir doch auch kein Vertrauen zu dir haben. Wenn ihr auch verkracht habt, du und dein Mann, müssen wir auch wissen, woran wir sind. Sonst setzen wir uns schließlich noch in die Kesseln. Wenn er recht hat, kommt er uns auf den Kopf und macht uns die schönsten Vorwürfe, daß wir dir beistehen. Entweder — oder! Du kannst ruhig hier auf dem Sofa schlafen, wenn Ferdi dir sein Zimmer nicht abgeben will. Aber — was los ist, müssen wir wissen!“

Kopfschüttelnd und unwillig wandte sich der alte Mayland ab.

Nur leicht hob sich Hedwigs Brust, krampfhaft; tief zu atmen wagte sie nicht, sonst kam das entsetzliche, würgende Weinen wieder... Langsam stand sie auf.

„Dann will ich gehen.“

Gereizt sah Frau Marta sie an.

„Schöne Geschichten sind das für eine verheiratete Frau! — Einfach davonzulaufen!“

„Mutter!“

„Wenn du Geheimnisse vor uns hast, brauchst du gar nicht erst herzukommen und uns damit zu behelligen. Man hat bloß Ärger davon.“

Hedwig schüttelte sich wie im Fieber.

„Es tut mir leid, daß ich euch belästigt habe,“ sagte sie heiser. „Es soll nicht wieder vorkommen. Aber — ich bitte dann, geht mir mein Geld zurück — oder wenigstens etwas. Ich brauche es. Ich werde mir dann selber helfen.“

„Geld?“ Frau Marta ließ die Hände sinken. „Das können wir dir doch jetzt nicht geben!“

„Ach, Kind!“ Der alte Mayland sah sie bekümmert an. „Hätte ich das gewußt, daß du es gleich wiederhaben müßtest! Mutter wollte die Wohnung neu tapezieren haben — und einige Möbel — und Teppiche und Kleider — und Ferdi brauchte auch so manches...“

„Man konnte das doch nicht wissen!“ entrüstete sich Frau Marta. „Du bist doch glänzend verheiratet, sitzt in deiner schönen Wohnung, hast einen guten Mann — was läufst du denn weg?“

„Zwanzig Mark könnte ich dir vielleicht geben —“ rechnete der Vater.

„Geh Heber wieder nach Haus!“ drängte die Mutter. „Was wird es schon sein? Ein dummer Krach. Kommt in allen Ehen vor. Du lieber Gott, wenn ich jedesmal hätte davonlaufen wollen! Wie oft hab' ich mich mit deinem Vater gezankt! Nein, das Geld kannst du jetzt nicht bekommen, und wir können es dir nur in kleinen Raten abzahlen. Wir haben natürlich gedacht, bei deiner guten Versorgung dränge es nicht so.“

Hedwig stand vor den Eltern und blickte sie an — einen nach dem andern, wie sie sprachen. Hammer schlägen gleich fielen die Worte auf ihre wunde Seele. Ein unennbares Weh stieg in ihr auf.

Als sie schwiegen, wandte sie sich. Irgend etwas in ihr hatte man totgeschlagen... Wortlos, grußlos ging sie hinaus.

Der Vater hielt sie nicht. Er wagte es nicht. Bekümmert schlich er in seine Sofaecke und stützte den weißgewordenen Kopf in seine Hand. Und fühlte: da war an seinem Kinde ein Unrecht geschehen... ein Unrecht von der Mutter... wie sie es ihm selber so oft zugefügt. Aber er war müde vom Streit fast dreier Ehejahre. So schwieg er und verkroch sich in sich hinein, schuld-

Die Mutter aber schalt und zürnte und redete sich immer tiefer in den Ärger über die Torheit und den Unkanst der Madels von heute im allgemeinen und ihrer Tochter Hedwig im besonderen.

... und eine Frau aus dem Volk.

Hedwig irrte durch die abendlichen Straßen.

Grelle Lichtwerbeshilder blickten überall auf; der Lärm der Stadt donnerte an ihr vorbei und bohrte sich schmerzhaft in ihr Hirn.

Immer kälter, immer klarer, immer scharfblickender wurde sie.

Was sie nur dumpf gefühlt, was sie sich selber nicht ausgesprochen, das wußte sie nun.

Nicht zurück! Nicht zurück in ihre herzlose Abhängigkeit!

Dort, wo die Eltern lebten, dort, wo die Mutter Hanns Herberts atmete, war kein Platz für sie!

Und als sei sie hellhörig und hellsehend, wußte sie alles, was Vater, Mutter und Schwiegermutter dachten und sprachen von ihr und über sie. Alle Anklagen standen vor ihrer Seele klar und deutlich wie in der sauberen Schrift der Schreibmaschine, auf der sie bei Schell u. Sohn bis zu ihrer Hochzeit geschrieben...

O ja, sie allein trug die Schuld. Sie war es, die sich nicht beugen wollte. Sie war es, die dem Alter die Ehrfurcht versagte. Sie, die ihre Wünsche durchsetzen, die herrschen wollte. Sie, die Ruhe und Frieden der drei Menschen zerbrach.

Wie in ein gläsernes Geheimnis schaute sie hinein und erspürte alle verborgenen Dinge. Denn sie wollte sehen — sie wollte nicht blind an den Ursachen vorübergehen. Sie wollte gerecht handeln. Sie wollte wahrhaftig und rein sein: wahrhaftig und rein um des Kindes willen, das sie von ihrer Liebe trug...

Sei rein! Sei wahr! Tue nichts, dessen du dich vor deinem Kinde schämen müßtest! Klüfterte es in ihr.

Darum verließ sie ihre Wohnung, ihre Nahrung, ihren Gatten. Darum ging sie hinaus in die Nacht und wußte nicht, wohin sie ihren müden Leib legen sollte.

Du allein bist schuldig! Du bist empfindlich! bohrten andere Stimmen.

Schuld? ... War das Schuld, was sie tat? Ehrlich rang sie nach Erkenntnis.

Seit sie der unwissenden Kindheit entwachsen war und die Augen zu öffnen gelernt hatte — seit sie die untrügliche Stimme ihres Gewissens zu hören verstand, war wohl kein wichtiger Tag vergangen, an dem sie sich nicht Rechenschaft abgegeben hatte über sich selber.

Warum lebe ich denn, wenn ich meinem Gewissen nicht folgen darf?

War ihr Leben Zufall einer blinden, ziellosen, geistlosen Natur, dann war es müßig, danach zu fragen. Dann verzerrte sich das Sein zur lächerlichen Ausgeburt eines brodelnden Stoffs aus dem blöden Nichts und war nur wert, wieder in das Nichts zurückzusinken. Dann war es besser, man warf sein Leben ab als sinnlose Last mit einem Fluch auf seine Erzeuger...

Lebte man aber durch weise waltende Geetze — wenn auch undeutbar verborgen hinter den Wandlungen der Welt —, spürte man in sich den göttlichen Funken Gewissen, der mit unablässigem Mahnen hinaufwies in eine höhere Natur, in ein Jenseits, in das Licht — dann war man auch verantwortlich für alles, was man dachte, wünschte, wollte, tat. Dann galt es auch ein Ringen in tiefster Seele: mit allem Minderwertigen, mit Feigheit, Selbstsucht, Lieblosigkeit, Hochmut, Lüge. Dann hieß es, dem Schicksal seinen edelsten Sinn abringen: Wahrheit, Reinheit, Güte, Liebe. Dann aber war Mutterschaft auch das höchste und schwerste Amt auf Erden: Vorbild und Führerin sein dem, was hingegeben und schußlos im Schoß dem Sonnenlicht entgegenreifte.

Dann hieß Mutter sein: an sich arbeiten, tapfer streben, sich heiligen.

Erkannte man aber, daß man vergebens an sich arbeitete, weil das, was man aufbaute, andere niederriß, weil das, was man erstrebte, andere beschmußten,

weil das, was man heiligte, andere verspotteten. dann war es bittere Pflicht, sich loszureißen ohne Rücksicht auf eigene schmerzende Wunden, und unbeirrt den Weg allein zu gehen.

„Wer nicht für mich ist, ist wider mich!“ sagte der Meister der Menschenliebe und wandelte unter allem Volk ohne Zaudern seinen Kätzelpfad.

Lange stand Hedwig an der Brücke über dem Kanal und träumte hinab in die dunkle Flut. Sie achtete nicht des Regens, der sie bis auf die Haut näßte, nicht der Kälte. Mit den geheimnisvollen Wassern trieben ihre Gedanken hinaus in eine unsichtbare Ferne . . .

Warum war der, den sie liebte, nicht bei ihr? Begriff er sie wirklich nicht? Welch ein Geheimnis, daß zwischen zwei Liebenden solche Mauern blieben . . . Wenige Monate, und sie verließ Heim und Gatten und irrte hinaus in die Nacht. Wer würde sie in der Welt verstehen, wenn auch er sie nicht verstand?

Pfui, eine Frau, die ihrem Mann so kurz nach der Hochzeit davonlief — um nichts — um keinen Grund, den man fassen konnte! — Wer begriff sie? Keine Gattin? Keine Mutter? Keine von ihren Schwestern aus der neuen Zeit, die ähnlich rangen um Heim und Herd, um ihre Selbstständigkeit, um ihr Ich, um ihre Seele?

Gab es Frauen auf der Erde, die am gleichen Leid litten wie sie? Die Unausgesprochenes fühlten? Für die dieser Kampf nicht fremd war?

Sie sehnte sich — sehnte sich nach einer einzigen,

fühlenden Brust, nach einer gütigen, mütterlichen Frau mit streichelnden Händen, mit unsagbar viel Liebe und Verstehen.

War es nicht doch besser . . . zu sterben? Wer vermochte mit ihr zu fühlen, wenn selbst der Liebste, wenn selbst die Blutsverwandten, wenn selbst die Nächsten sie mit stumpfem Herzen hinausirren ließen in die Nacht — ins Verderben?

Wohin? . . . Wohin? . . .

Unhemmbar entstürzten ihren Augen Tränen.

„Nanu, Fräuleinchen? Is et Ihnen noch nich nah genug? Der Himmel plantscht, Sie plantschen — na, und das Wasser da unten — Fräuleinchen, Fräuleinchen!“

Eine gutmütige, leicht fettige und atemlose Stimme schreckte Hedwig auf.

Hinter ihr stand eine merkwürdige Frau. Um den Kopf trug sie ein kurzes Tuch; die kleine, dicke Gestalt wurde von einem veralteten Umhang verhüllt, und über ihr trieften kleine Bäche von einem Männerschirm herab.

Als Hedwig nicht antwortete, trat sie noch näher.

„Fräuleinchen, Sie sehn mir ganz verdächtig aus! Sie haben doch nicht etwa Absichten, he?“

Unter ihrem Tuch blinzelten zwei kleine, listige Augen, und im Laternenschein erblickte Hedwig auch noch eine runde Stumpfnase und einen üppig aufgeworfenen Mund.

„Absichten?“ wiederholte Hedwig abwesend. Sie starrte die Fremde an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kalbskeule und der Blüthnerflügel.

Von L. L. Nikulin.

Im Herbst 1920 kam der an der Front des Bürgerkrieges leicht verwundete Divisionskommandeur Puschkin nach Petersburg. Er brachte einen Zentner Weizenmehl, zehn Pfund Zucker und eine prächtige Kalbskeule mit. Sein Bursche schleppte einen Kasten, auf dem „Vorwärts! Sprengstoff!“ stand, der aber in Wirklichkeit die oben erwähnten Herrlichkeiten enthielt. Die Stadt war hungrig und leer. Puschkin und ich wohnten in einem für das Militär beschlagnahmten Hotel. Außer uns wohnten dort noch der langhaarige Dichter Kasin und die helläugige Anja — Untersuchungsrichterin am Kriminalgericht. Puschkin legte sich in meinem Zimmer schlafen, ich begab mich zu einer wichtigen Sitzung. Unterwegs traf ich einen Trupp mobilisierter Arbeiter, die an die Front befördert werden sollten. Sie zogen laut singend durch die Straßen, hungrige und lustige Burschen. Neun Kameraden von mir waren dabei, nur drei kamen zurück. Um sieben Uhr abends war ich wieder zu Hause. Zwanzig Leute saßen in meinem Zimmer und rauchten. Um 8 Uhr wollten wir alle ins Theater gehen, als Anja sagte: „Kostja hat angerufen. Sein kleiner Sohn hat heute Geburtstag. Er hat uns alle eingeladen.“ Da entschlossen wir uns, zu Kostja zu gehen. Der Dichter Kasin wollte wissen, daß Kostja uns sogar Tee mit Pfannkuchen vorsetzen könnte. Trotzdem mußte jeder etwas mitbringen, denn Kostjas Vorräte würden nur für sechs Personen ausreichen.

„Gemacht,“ sagte Puschkin und nahm in eine Hand eine Lunte mit Mehl, in die andere die Kalbskeule. Jeder von uns nahm etwas von den vielen Vorräten, die auf dem Tische lagen, und schwer beladen verließen wir unser Hotel. Auf der Straße war es finster, glatt und naß. Kostja bewohnte eine herrschaftliche Wohnung von sechs Zimmern. Bewohnbar aber waren nur das Badezimmer und Kostjas Arbeitszimmer. Alle anderen Räume waren kahl, leer und kalt. Puschkin lud seine Gaben auf einem Kartentisch ab. Kostja und seine Frau, die bleiche, überblanke Lucie, wurden blaß, als sie den Lebensmittelreichtum sahen, den wir mitgeschleppt hatten. „Genossen,“ sagte Puschkin, die Gläser mit einer undefinierbaren Flüssigkeit füllend — wahrscheinlich sollte sie Tee darstellen — „auf das Wohl des minderjährigen Genossen Serjoscha!“ Das Eis war gebrochen. Im Arbeitszimmer flammte ein Kamin. Vier Tische verschiedener Größe bogen sich unter der Last der Speisen. Die Kalbskeule verbreitete einen wunderbaren Duft. In der Küche wurden Pfannkuchen gebacken, und Rauchdunst füllte das Zimmer. Die romantische Anja — Untersuchungsrichterin am Kriminalgericht — sehnte sich nach Musik. Kostja erinnert sich, daß Graf Grotus, der ehemalige Staatssekretär der Zarenregierung, der unter ihm wohnte, einen Blüthnerflügel besaß. „Laßt uns zu Grotus gehen und bei ihm Klavier spielen,“ schlug der resolute Puschkin vor. Es war klar, daß unsere Gesellschaft kaum mit großer Freude empfangen wer-

den würde. „Musik, Musik!“ höhnte Anja immerfort. Wir entschlossen uns, zu Graf Grotus hinunterzugehen. Der ehemalige Staatssekretär lag in einen Pelz eingewickelt, in der ungeheizten Küche und flocht Körbe, die er als Straßenhändler verkaufte. Er empfing uns kühl, aber höflich. „Genosse Graf,“ fing Kostja schüchtern an. „Wir haben sozusagen eine Familienfeier und möchten Sie bitten, so freundlich zu sein, uns Ihren Flügel zu leihen. Nur für heute, lieber Genosse Graf.“ „Einen Augenblick,“ fuhr Anja dazwischen. „Wenn Sie den Flügel nicht leihen wollen, dann verkaufen Sie ihn uns.“ „Wieso verkaufen?“ stöhnte der erschütterte Graf. „Was wollen Sie damit sagen?“ „Sehr einfach,“ fiel Kostja ein, „gegen Lebensmittel.“ „Wollen Sie vier Pfund Zucker dafür haben?“ fragte Anja ungeduldig. „Was?“ rief der Graf entrüstet aus. „Einen Blüthner aus Rosenholz für vier Pfund Zucker? Nein, das geht nicht.“ Alle schwiegen. „Ich biete Ihnen eine Kalbskeule!“ sagte Puschkin feierlich. „Eine Kalbskeule?“ wiederholte der verhungerte Graf. „Zeigt sie ihm,“ riefen einige Stimmen. Wenige Sekunden später lag die Kalbskeule, einen betörenden Duft verbreitend, vor dem ehemaligen Staatssekretär. „Gut, ich bin einverstanden,“ sagte der Graf höhrend. Zwanzig Mann stürzten an den Flügel und schleppten das schwere Instrument heraus. Die romantische Anja gab Puschkin auf der Treppe einen Kuß. Endlich war der Flügel in der Wohnung Kostjas untergebracht. Genosse Schwarz, der jüngste Professor des Konservatoriums, setzte sich an den Flügel und spielte Webers „Aufzorderung zum Tanz“ und den Liebfrauenmilch-Walzer von Johann Strauß. Puschkin und Anja eröffneten den Ball. Wir verließen Kostja um fünf Uhr morgens, ohne das Geburtstagstind Serjoscha gesehen zu haben. Serjoscha schlief friedlich im Badezimmer.

Das war im Jahre 1920.

Heute verkehren von den ehemaligen Gästen Kostjas nur noch Professor Schwarz und ich bei ihm. Vor kurzem war ich zum Mittagessen bei Kostja eingeladen. Kostja bekleidet jetzt eine hohe Stellung in irgendeinem staatlichen Trust. Die Sonne schien auf funkelnde Kristallgelenke. Im Nebenzimmer übte der zehnjährige Serjoscha auf dem Flügel, den wir durch die halboffene Tür bewundern konnten.

„Ein Blüthner,“ erklärte uns Lucie, vor Freude errötend. „Jetzt werden solche Flügel nicht mehr fabriziert. Diesen herrlichen Flügel haben wir von unserer Großmutter geerbt.“ „Von der Großmutter!“ wiederholte Schwarz ehrerbietig und setzte sich seine Hornbrille auf. Wir beide konnten ein Lächeln nicht unterdrücken. Kostja wurde rot und warf Lucie einen wütenden Blick zu.

(Aus dem Russischen von A. Grafe.)

Der Selbstmord des Studenten.

Ein chinesisches Märchen, nach erzählt von Wilhelm Carl.

Anmerkung: Zum Verständnis unserer kleinen Erzählung möchten wir vorausschicken, daß nach chinesischer Ansicht die Seelen der Selbstmörder erst dann in das Reich der Schatten, ihrem eigentlichen Aufenthaltsort, gelangen können, nachdem sie einen Lebenden zum Selbstmord verleitet haben. „Der „Fremde“ in unserer Erzählung ist der Geist eines solchen Selbstmörders, obwohl dies im chinesischen Original nicht ausdrücklich erwähnt wird. Bemerken möchten wir noch, daß unsere Erzählung von den Bewohnern des Reiches der Mitte als wahre Begebenheit betrachtet und unbedingt geglaubt wird.

In der Stadt Kanton lebten einst zwei Studenten mit Namen Tschao und Li. Sie bewohnten ein einsam gelegenes Haus bei Fan-wu-schan, außerhalb der Stadtmauern. Zur Feier des 15. Tages des 8. Monats, dem chinesischen Mondfest, sandten die Eltern des Tschao den beiden Studenten einen Korb mit besonders schmackhaften Gewürzen und Wein, damit sie sich einen vergnügten Tag machen konnten.

Die jungen Leute sprachen dem Wein eifrig zu und waren gegen die zweite Nachtwache (9—11 Uhr) bereits etwas angeheitert, als es plötzlich klopfte. Tschao öffnete und herein trat ein junger Mann in Feiertagskleidung. „Ich bin Student, wie Sie, meine Herren, und habe schon viel von Ihnen gehört. Wir sind Nachbarn, ich wohne ganz in Ihrer Nähe. Ich bin gekommen, um Ihre Bekanntschaft zu machen und mich Ihrer Gesellschaft zu erfreuen. Gestatten Sie, daß ich ein wenig bei Ihnen verweile?“ Tschao und Li hießen den Gast willkommen, luden ihn zum Sitzen ein und bald floß das Gespräch wie ein munteres Wasserlein dahin. Man unterhielt sich zunächst über Literatur und Geschichte und kam dann auf die Religion zu sprechen. Li und der Fremde erwiesen sich als Anhänger der mystischen Lehren des Altmeisters Dao-tses und Buddhas, während Tschao als strenger Konfuzianer von beiden Lehren nichts wissen wollte. „Hat jemand von Ihnen schon einen Buddha (Mensch gewordenen Gott) gesehen?“ rief er leidenschaftlich, und der Fremde antwortete sofort: „Gewiß, mein Herr, auch Sie können einen sehen — gebulden Sie sich nur einen Augenblick, ich habe nur eine kleine Vorbereitung zu treffen. Ich werde Ihnen die mildtätige Göttin Kuan-pin zeigen, die Sie ja aus den Abbildungen in den Tempeln kennen.“ Tschao lehnte ab, doch Li rief begeistert: „Ach ja, bitte, zeigen Sie mir die liebliche Göttin in ihrer ganzen Herrlichkeit!“ Der Fremde stieg auf den Tisch, band seinen langen Gürtel los, befestigte das eine Ende an einem Dedebalken und machte aus dem anderen Ende eine Schlinge. Während dieser Vorbereitungen verbreitete sich ein süßer und einschläfernder Duft in dem Raum, so daß die beiden Studenten Mühe hatten, sich munter zu halten. „Schauen Sie durch diese Schlinge,“ rief der Fremde, „Sie sehen die hohe Göttin in Glanz und Licht auf einer Wolke thronen.“ Li schaute hindurch und erstaunte ob des herrlichen Bildes, welches sich ihm bot. Da erhob sich auch der Student Tschao und trat an die Schlinge heran. Er gewahrte nichts von einer Göttin, sondern sah nur schreckliche Teufel mit blauen und roten Gesichtern, die ihm ihre fußlangen Zungen entgegenbleckten. „Stechen Sie Ihren Kopf ganz in die Schlinge,“ rief der Fremde, „erst dann können Sie sich einen Begriff von der Herrlichkeit des Reiches Buddhas machen.“ Li steckte den Kopf in die Schlinge, doch Tschao erkannte rechtzeitig die Falle und rief: „Zurück, Freund Li! Verrat! Hilfe!“ Gleichzeitig sprang er vom Tisch herab und rief nach der Dienerschaft. Als er sich umwandte, war der Fremde verschwunden, sein Freund aber hing in der Luft — der Fremde hatte ihn aufgehängt. — Tschao schnitt ihn ab und rief ihn mit Hilfe der Dienerschaft ins Leben zurück.

Als die Eltern der beiden jungen Leute hörten, daß es in dem einsamen Hause nicht mit rechten Dingen zugehe, holten sie ihre Söhne zurück und verboten ihnen, noch weiterhin in dem Hause zu nächtigen.

Einige Jahre später schlich sich der verträumte Li doch noch mittels einer Schlinge in das Reich Buddhas. Er war sehr rasch vorwärts gekommen im Leben, bestand kurz nacheinander die Vizentiaten- und Doktorprüfung, wurde Unterpräfekt in Lou-kiang, erhängte sich aber, als er in diesem Amt Unannehmlichkeiten zu ertragen hatte. Diesmal war kein guter Freund zur Stelle, der ihn hätte hindern können, Buddha zu sehen.

Also zu lesen im chinesischen Buch Sin-tsi-tsia, 2. Kapitel.

Merkwürdige Berufe.

Bei einer Berufszählung in Frankreich hat sich herausgestellt, daß es verschiedene Berufe gibt, von denen die Mitwelt bisher nichts wußte. So ist z. B. die Erzeugung von künstlichen Würmern ein lohnender Erwerbszweig. Dieser von Anglern und Fischern vielbegehrte Artikel wird aus toten Hunden und Katzen hergestellt. Eine andere Methode besteht darin, die Würmer aus Korn, Mehl und Wolle zu drehen, doch soll sich dieses Verfahren so teuer stellen, daß der Fabrikant, ein alter Bauer in der Nähe von St. Cloud, sich entschlossen hat, sich nun dem Rattensfange zuzuwenden. Ein anderer merkwürdiger Beruf ist der des Schneckenmachers. Leere Schneckenhäuschen werden gesammelt und mit Kalbfleischpastetchen gefüllt, das Ganze gilt in französischen Provinzstädten als begehrte Delikatesse.

Alte Weihnachtsfragödie.

Fast klingt sie wie ein Märchen, diese kleine Geschichte von den beiden Kindern, die den Weihnachtsmann suchen gingen und nie wieder kamen, aber sie ist es nicht.

Eine ärmliche Wohnhütte in einem Gebirgsdörfchen. Trotz aller Not ist Weihnachtsstimmung in der Stube, und alles Verzagen ist vergessen. Die Mutter schmückt den kleinen Baum, und die beiden Kinder träumen in der herrlichen, spannenden Erwartung. Bald kommt der Weihnachtsmann! Der Bube ist fünf, das Mädchen sieben Jahre alt. — Zu lange macht sich die Mutter zu schaffen in der Küche! Das Mädchen nimmt den kleinen Bruder an die Hand. „Komm schnell, wir wollen dem Weihnachtsmann entgegengehen.“ So stürzen sie ins Freie, barhaupt und nur leicht bekleidet. Sie wollen bis zum nächsten Dorf wandern und auf der Landstraße Knecht Ruprecht treffen. Die Borspreude besüßelt den Schritt, und so wandern sie, zwei kleine Märchenwesen. Draußen aber bläst der Wind, und der Abend senkt sich hinab. Wo bleibt der Weihnachtsmann? Sicher hat er Aufenthalt gehabt im Nachbardorf und ist noch nicht mit dem Verteilen der Geschenke fertig geworden. Aber das Mädchen ist etwas enttäuscht, und der Glaube an den Weihnachtsmann hat seine erste Erschütterung erlitten. Jetzt zittert der Knabe unter den Kälteschauern, und eine erste Müdigkeit überwältigt beide. Dann ruhen sie aus am Waldesaum.

Als sie die Mutter findet, ist es zu spät. Zwei Kinderherzen schlagen nicht mehr in der freudigen Erwartung. Sie haben den Weihnachtsmann getroffen, und der hat sie in den Himmel mitgenommen. Und während ein Mutterherz leise zerbricht, spricht der herbeigerufene Arzt zwei grausame Worte: — tot, erfroren.

Aus aller Welt.

Seit langer Zeit hat es kein so wichtiges weltpolitisches Ereignis gegeben, als die Neuaufrichtung des Kirchenstaates. Zu diesem Thema bringt die neueste Nummer der „Münchener Illustrierten Presse“ (Nr. 8) einen reich bebilderten Aufsatz aus der Feder ihres römischen Korrespondenten. — Von den großen Expeditionen, die in letzter Zeit zur Erforschung unbekannter Länder hinausgingen, war eine der bedeutendsten die Deutsch-Russische Pamir-Expedition 1928. Die schönsten Aufnahmen dieser Expedition findet der Leser in der gleichen Nummer. — „Wolkentraker unmodern“ ist das Thema eines weiteren Bilderartikels. — Wir nennen noch die Photos von der großen Sicherheitskonkurrenz zur Wahl der Europameisterin und Karl Arnolds Karikaturen „Okultismus für alle“.

Das kostbare Zinn. Allem Anschein nach geht der Zinnbergbau der Erde, falls nicht neue Zinnlager gefunden werden, in absehbarer Zeit seiner völligen Erschöpfung entgegen. Aus London kommt, wie „Natur und Kultur“ melden, der Bericht, daß, während im Jahre 1919 noch 13 000 Tonnen Zinn auf den Markt gelangten, im Jahre 1927 nur mehr 4500 Tonnen eingebracht werden konnten. Im Jahre 1896 hatte die Gesamtproduktion noch 70 000 Tonnen betragen. Als Folge dieser allmählichen Verminderung der Zinnbestände der Erde macht sich schon seit dreißig Jahren eine immer steigende Verteuerung des Zinns bemerkbar, so daß heute der Zinnpreis gegen damals um volle 500 Prozent gestiegen ist. Die neu entdeckten Zinnerzlager im Gran Chaco, um deren Besitz bekanntlich Paraguay und Bolivien immer noch kämpfen, stellen also tatsächlich einen großen Wert dar.

Jakob Wassermann diskutiert mit seinen Lesern. Jakob Wassermann wird am 10. März nach Berlin kommen und dort in der Philharmonie eine große Diskussion eröffnen unter dem Titel: „Unterhaltung mit den Lesern des Maurizius-Romans über die Zukunft des Anabens Ehel.“ Nach des Dichters eigenen Äußerungen handelt es sich dabei nicht um eine Rede, die nur denjenigen verständlich ist, die den Maurizius-Roman kennen. Die Person und die Figur des Ehel ist nur ein Vorwand, um die allgemeine und besondere Situation eines jungen Menschen im gegenwärtigen Moment von allen Seiten zu betrachten.

fröhliche Ecke.

In der Provinz, wo man oft mit zwei Proben die Vorstellungen herausbringt, schwimmt während des Abends oft das ganze Ensemble gern und ergiebig.

Kein Stichwort nützt, nur der Souffleur ist die Rettung aller. Eines Tages spielte man nun in Innsbruck — es ist schon mehrere Jahre her — ein Schauerstück von Raupach, in dem eine Geisterbeschwörungsjene vorkommt.

Der Held des Abends zog große Kreise um sich und die Umstehenden, den Teufel zu bannen.

„Zieh auch um ihn einen Kreis,“ zeigte da sein Partner auf den Souffleurkasten, „wenn den der Teufel holt, sind wir alle verloren.“

Meier sitzt mit Lehmann im Konzert. Lehmann versteht was von Musik. Er fragt Meier leise: „Findn Sie nicht ooch, daß die hier enne schlechte Aggusdtigg hamn?“

Meier sieht nach rechts und links und schnüffelt: „Ch rieche nischd!“